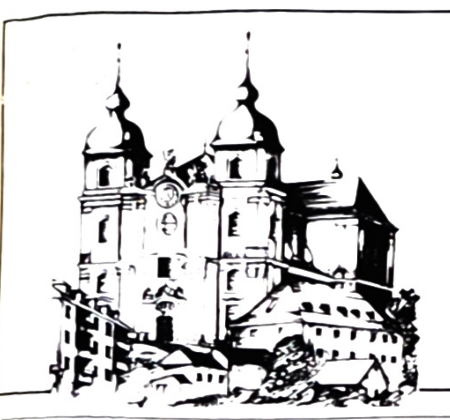


Heimatkundliche Beilage
zum Amtsblatt der
Bezirkshauptmannschaft Amstetten

Nr. 262 | 1. November 1992 | 20. Jahrgang

Kleine Kulturgeschichte des Mostes

Most ist ein ganz besond'rer Saft!

(Mag. Heimo Cerny)

Da Most
Wos kaun des wohl sei,
schmeckt bessa ois Wei,
es glugazt im Foß und perlt im Glos,
i hau davo kost -
des is da Most!

(Aus: Erich Stöger, Mostviertler Mundartgedichte vom Buchabauer, St. Pölten 1984)

Es lohnt sich, den Most näher kennenzulernen. Und bald hat man die Erfahrung gemacht: Most ist nicht gleich Most! Die übliche Definition, er sei "vergorener Saft aus Äpfeln und Birnen", reicht keineswegs aus. Aufschlußreicher sind da schon die Worte des Mostbiographen Franz Carl Lipp: "Most - ein wahrhaft an Geschmacksqualitäten unerreichtes und vielseitiges Getränk vom gaumenwährenden Säuerling über brummigblumige Obstfruchtahnungen zu dem köstlich stimulierenden Göttertrunk, dem besten Speisenbegleiter einer gut österreichischen Küche." Der Mostviertler unterscheidet folgende Sorten: Da ist zunächst der unvergorene Süßmost, frisch von der Presse, ein alkoholfreier, naturreiner Saft. Dann der Birnenmost, von strohgelber bis grünlicher Farbe. Er wird heutzutage meist bevorzugt, schmeckt leicht und süffig, ist im Faß jedoch nur ein Jahr haltbar. Länger lagerfähig hingegen ist der reine, bernsteinfarbene Apfelmost. Dieser ist alkoholreicher, besitzt viel Säure und schmeckt am intensivsten. Er gilt als "männerschüttelnd" und führt bei reichlichem Genuß zum sogenannten "Mostdudl", dem berüchtigten Mostrausch. Mäßig und nur im Anlaßfall genossen, soll hingegen mehrjähriger Apfelmost als hervorragende Medizin wahre Wunder wirken. Kräuterpfarrer Weidinger empfiehlt ihn als vorbeugend gegen Gastritis und Magengeschwüre sowie heilend bei Steinleiden, Hämorrhoiden, Gicht und Rheuma. Die gängigste Sorte ist schließlich der M i s c h l i n g, der so heißt, weil Birnen und Äpfel - meist im Verhältnis 3:1 - gemischt gepreßt werden. Er ist besonders aromareich und fruchtig und wird als idealer Jausentrunk und Durstlöscher geschätzt. Guter Qualitätsmost ist freilich kein Zufallsprodukt. Die alten Mostbauern hatten eine genaue, seit Jahrhunderten erprobte Kenntnis ihrer Obstbäume und Eigenschaften der verschiedenen Mostobstsorten, von denen es weit über hundert gibt. Als besonders geeignet erweisen sich nach Meinung des Mostfachmannes Johann Hintermayer aus Haag vor allem die Landlbirne, die Grüne Pichlbirne und die Lehoferbirne. Als empfehlenswerte Apfelsorten gelten der Wolfsbacher Holzapfel, der Weinapfel oder der Griesapfel. Für eine möglichst lange Haltbarkeit des empfindlichen Getränks sind auch die Beschaffenheit des Kellers, seine Tiefe und Raumfeuchtigkeit von Bedeutung. Beträchtlich war und ist immer noch der Arbeitsaufwand beim Mostmachen. Staunend steht man im Haager Mostviertelmuseum vor den ausladenden Gerätschaften, die vor der modernen Technisierung zur Mostbereitung nötig waren: Die riesigen "Birnreiben" aus Granit mit den schweren Walzensteinen zum Zerquetschen des Obstes, die diversen Obstmühlen - "Leutschindermaschinen" genannt - und die kunstvoll verzierten Mostpressen in allen Varianten, wie Baum-, Zwang-, Ketten- und Spindelpressen. Auf dem 6,5 m langen Druckbaum einer 1858 datierten Zwangpresse ist der fromme Spruch eingekerbt: "An Gottes Segen ist alles gelegen - O Gott, wenn du uns kein Most nicht schickst, so nützt uns Faß und Prässe nichts." Um den Most gibt es zwar kein spektakuläres Brauchtum, das sich etwa mit dem des Weines messen könnte, dennoch hat auch die Mostkultur ihre spezifischen Rituale entwickelt: So verfolgt der Bauer den Gärungsprozeß des Mostes im Faß, wo er ihn bald "plaudern" hört. Je größer die Fässer, desto lauter die Geräusche. Nach alter Überlieferung soll man zu Leopoldi (15. Nov.) aus den ganz großen Fässern "Pold, Pold" heraushören. Das wird als gute Gesinnung des Landespatrones dem neuen Getränk gegenüber aufgefaßt. Als Schutzheiliger des Mostes wird gern der Hl. Sebastian angesehen, weil er sein Martyrium an einen Obstbaum gebunden erlitten hat. Möglicherweise spielt hiebei auch die alte Bauernregel eine Rolle: "Zu Fabian und Sebastian fängt der Saft zum Treiben an!" Früher fastete man zu Sebastian und enthielt sich an diesem Tag auch des Mostgenusses. Gab es am Ostersonntag

Regen, so bedeutete dies für das Mostobst: "Soviel Tröpfel - soviel Äpfel!" Da der Most immer das billigste Getränk war, erfreute er sich in wirtschaftlichen Notzeiten stets vermehrten Zuspruchs. So verwundert es nicht, daß der größte "Mostboom" dieses Jahrhunderts in den 20er- und 30er-Jahren zu verzeichnen war. Damals, zur Zeit der großen Arbeitslosigkeit, trank man im Gasthaus statt Bier "a Seidl Most, daß net vü kost'!" Nach dem Weltkrieg ist der Mostabsatz rapide zurückgegangen, Most wurde verkehrt proportional zum steigenden Wohlstand abgewertet und durch Bier, Wein, Coca Cola, Limonaden und Mineralwasser verdrängt. Bedauerlicherweise reagierte die Landwirtschaft mit großflächigen Rodungen vieler alter Obstbaumzeilen. Standen im Jahr 1938 im Gerichtsbezirk Amstetten noch 995.000 Apfel- und Birnbäume, so waren es 1968 nur noch 403.000! Gottlob ist in den letzten Jahren eine Trendumkehr eingetreten, und das Naturgetränk Most findet aufgrund steigender Umweltsensibilität allmählich wieder Liebhaber - unter der Devise "Mosttrinker sind Umweltschützer!" Viele schmucke Vierkanthöfe präsentieren sich seit einiger Zeit als Mostheurige und umwerben mit Erfolg Städter und Touristen. Sie sind leicht zu finden auf den gut beschilderten "Moststraßen" zwischen Strengberg, Haag und Weistrach. Man muß dort einkehren, um zu erfahren: "A Mosthaus ist a guats Haus!"

Die Geschichte eines interessanten zeitgeschichtlichen Fundes (11. Teil)

Franz Eberls Kriegstagebuch 1914 - 1918

von Alt-Bgm. Josef Freihammer

Auf MG-Ausbildung in Tarnowka

Am 7. April 1915 wird Zugsführer Franz Eberl mit einer Abteilung von 36 Mann, die er zu befehligen hat, zu einer MG-Ausbildung nach Tarnowka abkommandiert. Nach Abschluß des Lehrganges kehren die Landsturmmänner am 23. April 1915 wieder zum Bataillon zurück, allerdings ohne Maschinengewehre, die nicht rechtzeitig geliefert worden waren. Das 32. Bataillon ist inzwischen auf eine schwache Kompanie zusammengeschmolzen, von der alten Mannschaft, die Oktober 1914 als kriegsstarkes Bataillon von St. Pölten abgegangen ist, sind nur noch 38 Mann übrig. Beim Bataillon hält sich hartnäckig das Gerücht, daß ein Sturmangriff auf die russische Stellung auf dem Ostry, einem starken Stützpunkt, geplant ist. Sofort nach der Rückkehr zum Bataillon werden die Vorbereitungen zum Angriff getroffen, auf den Höhen über dem Dorf Holoweczko werden Schützengräben und Laufgräben ausgehoben. Am 25. April 1915 erhält Franz Eberl den Auftrag, für den Angriff auf die russische Stellung den Befehl über den 3. Zug zu übernehmen. Um 7 Uhr früh beginnt die österreichische Artillerie mit der massiven Beschießung der russischen Stellungen. Den weiteren Ablauf der Ereignisse schildert Franz Eberl ausführlich in seinem Tagebuch: Sonntag, 25. April 1915: ... Oft nur wenige Meter vor uns in die Wiese sausen die Granaten ein, die Erde bebt, Erde und Steine kollern von dem aufgeworfenen Erdreich in den Graben, in dem wir jetzt mit klopfenden Herzen, eng an die Grabenwand gepreßt, kauern. Wo ich nur meine gedankenlosen Blicke werfe, sehe ich nur schrecklich verzerrte, bleiche Gesichter. Ich muß bestimmt nicht anders ausgesehen haben, die Zunge klebt am trockenen Gaumen und das Herz pocht heftiger, ein Angstgefühl habe ich, denke noch, diesmal ist Schluß mit dir, niemals wieder werde ich Weib und Kinder wieder- sehen, niemals wieder die Heimat und doch nehme ich und jeder von uns die kleinen weißen viereckigen Tücher in die Hand, die soeben Barony erhalten hat, und die jetzt im Graben herumgereicht werden, und ganz automatisch befestigen wir dieselben hinten an den Feldkappen, diese Tücher sollen, wie uns zugleich mitgeteilt wird, dem Beobachter unserer Artillerie die eigenen Truppen bezeichnen. Zweimal wage ich es, während der Schießerei, einen Blick aus dem Graben zu werfen, man kann es ruhig tun, denn der Rauch von den in rascher Folge hintereinander explodierenden Granaten ist so stark, daß man den russischen Erdaufwurf überhaupt nicht sieht, dafür sind in der kurzen Zeit einige Granattrichter in der Wiese vor uns entstanden, und stinken tut es da furchtbar nach Pulvergasen. Mit einem Schlage hört das Artilleriefeuer auf, um nach wenigen Minuten wieder loszubrechen, diesmal fallen die Geschoße irgendwohin weiter voraus. Es ist für uns Zeit. Barony ruft noch: "3. Kompanie! Zugsweise angreifen! Direktion der 3. Zug! Weitergeben!" Da wir hier auf der linken Flanke der 3. Zug sind, so sollen wir den Anfang machen. Links von uns, bei den ungarischen Rumänen, scheint es sich zu rühren, von dort höre ich ungarische Kommandos. Also in Gottes Namen, es bleibt nichts anderes übrig, ich rufe: "3. Zug! Vorwärts!" - aber niemand geht aus dem Graben. Einer schreit dem anderen bloß "Vorwärts!" zu, aber keiner rührt sich heraus. Jetzt erst zuckt es durch mein Gehirn, ich bin doch heute der Führer, da muß ich den Anfang machen, es gibt keinen anderen Ausweg, Angst habe ich genug, aber lieber tot als in den Augen meiner Kameraden als Feigling zu gelten, entschlossen voll Wut und Zorn, keine Begeisterung ist es gewesen, die war schon längst dahin, ein Gedanke, es ist doch gleich, ob ich heute oder später krepiere, schwinge ich mich hinaus, dabei laut rufend: "Vorwärts! Vorwärts!" Diesmal steigt auch der ganze Zug wie ein Mann heraus. Als sich nur unsere Köpfe über der Grabenbrüstung zeigten, hob ein Gewehrfeuer aus dem russischen Graben an. Nur einen Blick warf ich meinem Nebenmann Gefreiten Kwet zu, der zugleich mit mir herausgestiegen, sich aufrichtet aber in demselben Moment wie ein Stück Holz in den Graben zurückgeschleudert wird. Wir anderen kriechen zuerst, da wir uns unwillkürlich, als das Feuer losbrach, niedergeworfen haben. Das geht zu langsam, also auf und drauf, wir rennen, was jeder kann, einige stürzen, ich schaue einmal nach rückwärts, kein Zug ist noch draußen außer unserem, nur Köpfe sehe ich auftauchen und wieder verschwinden in dem soeben von uns verlassenen Graben. Was soll ich tun? Wir sind alle allein hier draußen, die anderen Züge kommen nicht heraus. Einige Leute sind gefallen, es waren 7 Mann. Da nur noch 20 Schritte vor dem russischen Graben zieht sich eine niedrige Furche quer über die Wiese, ohne daß man es zu rufen braucht, wirft sich jeder nieder da und ich rufe: "Eingraben! Weitergeben!" Im ersten Augenblick, man keucht noch vor Aufregung, werfe ich im Liegen einen Blick nach vorne, da sehe ich unheimlich nahe die Gewehre aus den Schießscharten herausragen und bemerke deutlich, wie dieselben nach jedem Schuß verrissen werden. Ich weiß nicht mehr, wie es mir einfiel, kurz ich fasse den Gedanken, in die vor mir befindliche Schießscharte hineinzuzielen und damit sicher den dort hinter derselben stehenden Mann zu treffen. Ich lege das Gewehr am Boden auf, visiere und will eben abdrücken, in demselben Moment fühle ich einen heftigen Schlag am Kopf, gerade wie wenn ich einen kräftigen Stockstreich auf den Schädel bekäme, die Kappe fliegt irgendwo hin, hinter mir und gleich nachher strömt schon Blut über meine rechte Gesichtshälfte, verklebt mein rechtes Auge, jetzt ist es aus, denke ich mir, umsomehr als gleich nach dem Schlag mein rechter Arm und linkes Bein einige Sekunden wie gelähmt scheinen. Doch auch das vergeht, ich wundere mich bloß, daß ich denken kann, nach dem Blut zu urteilen, muß ich ja ein anständiges Loch im Schädel haben, trotzdem ist der Selbsterhaltungstrieb so groß, daß ich genau wie alle übrigen neben mir liegenden Kameraden eifrig mit dem Feldspaten den Wiesenboden aufwerfe um eine Deckung zu schaffen. Weiteres Schießen ist mir vergangen.